

Rhythmus von sieben Tagen keinem Naturprozess, keiner Wachstumsideologie folgt, so legt er sich als transzendente Störung quer zu allen vermeintlich zivilisatorischen Plausibilitäten. Kriterium für die Rationalität der Arbeitsprozesse wäre dann der arbeitende Mensch, für deren Effizienz dann die Erhaltung des Lebens – die Arbeitstage der Woche wären dann um des Sabbats willen da, verstanden als lebensstiftendes Befreiungswerk im umfassenden Sinne Dass es in dieser Richtung viel zu tun gibt, das macht dieses dringend nötige Buch unabweisbar deutlich. *Wieland Zademach*

Fritz A. Rothschild (Hg.), Christentum aus jüdischer Sicht. Fünf jüdische Denker des 20. Jahrhunderts über das Christentum und sein Verhältnis zum Judentum. Leo Baeck – Martin Buber – Franz Rosenzweig – Will Herberg – Abraham J. Heschel. Institut Kirche und Judentum, Berlin 1998. 380 Seiten. Gb. DM 39,80.

Eine großartige Einladung zum Dialog

Die christlichen Kirchen kennen drei Modelle, um ihre Beziehung zur jüdischen Mutterreligion zu beschreiben:

1. Die These, die Kirche habe als das „wahre Israel“ das jüdische Volk beerbt. Das bedeutete immer auch enterbt. Diese Enterbung wurde als Strafe dafür interpretiert, dass Israel den Messias abgelehnt, ja ermordet habe.

2. Israel wie Kirche sind beide von Gott zu seinen Mitarbeitern berufen, um seinen menschenfreundlichen Willen bekannt zu machen. Ihre Wege werden am Ende der Geschichte von Gott zusammengeführt.

3. Die Kirche beginnt ein neues Kapitel Gottes mit der Menschheit. Dadurch

wird als pure Vorgeschichte überholt, was es an afrikanischen, indianischen, asiatischen oder israelitischen Religionen gegeben hat.

In der Geschichte wirksam wurde vor allem das erste Modell, zumindest seit der Zeit, als mit Kaiser Konstantin (ab 313) das Christentum Staatsreligion wurde. Juden wie christliche Ketzer wurden Bürger zweiter Klasse, christliche Regeln hatten die Autorität von Staatsgesetzen. Für das jüdische Volk bedeutete das Verachtung, Verfolgung, Pogrom. Religiös wurde vorbereitet, was die Nazis rassistisch und völkisch begründeten und mörderisch exekutierten. Das zweite Modell der gemeinsamen Hoffnung und Aufgabe lebte in kleinen Minderheiten der Christenheit. Das versteht sich nicht als antijüdisch; es denkt nur, dass die Judenverfolgung ein deutsches Problem sei. Die heutige christliche Geschichte habe verschiedene, gleichberechtigte religiöse Vorgeschichten.

Fritz A. Rothschild, vor der Shoa in die USA aus Deutschland gerettet, jüdischer Religionsphilosoph in New York, oft Gastprofessor in verschiedenen Ländern, kennt die Gewalt der Kirchengeschichte, die zum geringeren Teil Perioden der Duldung kannte. Immer wurde die jüdische Minderheit nach den Gesetzen der christlichen Mehrheit behandelt, auch als die Gesellschaft längst säkularisiert war. Rothschild erinnert mit wichtigen Beispielen an die Erfahrungen der Geschichte, z.B. an die Zwangsdisputationen zwischen Christen und Juden, in der rücksichtslos die Vormachtstellung der christlichen Veranstalter die Fragestellung und das oft tödliche Ende bestimmten. Ein Dialog unter Nachbarn oder wissenschaftlichen Kollegen war selten, vor allem nach den Kreuzzügen.

Als Christ, der die inspirierende Erfahrung gegenwärtiger Begegnungen macht, muss ich an dieser Stelle sagen, dass die erste Aufgabe der Christen in diesem Dialog heute heißt: Selbstreinigung des Christentums in Lehre, Predigt, Unterricht und Alltag von allen Antijudaismen. Dass dieser Dialog erst nach Auschwitz geführt wurde, gehört zu den bitteren Erfahrungen der Geschichte und zu den Gefährdungen der christlichen Glaubwürdigkeit.

Rothschild hilft mit seinem Buch, wichtigen jüdischen Stimmen zuzuhören, und nicht über die Juden, sondern mit ihnen zu sprechen. Allzu lange wurde in der Mehrheitsgesellschaft – trotz des biblischen Bilderverbotes – mit Bildern und Projektionen vom Judentum gearbeitet, anstatt das jüdische Selbstverständnis in seinem großen Reichtum wahrzunehmen und ernst zu nehmen.

Dass aus dieser Neubegegnung nach der Shoa mehr geworden ist, verdankt sich der Arbeit eines *pontifex maximus*, eines Brückenbauers wie Rothschild und der von ihm vorgestellten jüdischen Denker L. Baeck, M. Buber, F. Rosenzweig, W. Herberg, A.J. Heschel.

Die Präsentation der fünf großen Theologen des jüdischen Volkes in diesem Jahrhundert geschieht einmal durch eine historisch wie theologisch informative Einführung von F.A. Rothschild selbst. Sie besticht durch sorgfältig erarbeitete Anmerkungen. Sie sind als Notizen zum Verständnis der fünf Autoren und ihres geschichtlichen Hintergrundes nötig. Ergänzt wird diese Arbeit durch eine präzise Bibliographie, die zum Weiterlesen einlädt. Zum anderen leuchtet die sehr geschickte Auswahl aus den umfangreichen Werken der fünf jüdischen Gelehrten ein.

Hier werden Schlüsseltexte zur Diskussion gestellt, die wieder und wieder zu lesen lohnen. Sie sagen ebensoviel aus über jüdisches Selbstverständnis, seine Traditionen und Entfaltungen wie über die Beziehungen zum Christentum. Das Buch ist ein Musterbeispiel dafür, wie dialogisch gelernt werden kann. „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ (Martin Buber). Zum dialogischen Charakter des Buches gehört aber auch, dass Rothschild christliche Gelehrte gewann, ihrerseits in Leben und Werk von Baeck, Buber, Rosenzweig, Herberg und Heschel einzuführen. Liest man das Buch, denkt man neu über eine alte These und ihre Problematik nach. Die These heißt: Das Christentum müsse sich mit dem Judentum befassen. Ohne seine Wurzeln zu kennen, könne es die eigene Identität weder verstehen noch gestalten. Dagegen müsse sich das Judentum nicht mit dem Christentum befassen, es sei denn so, wie es sich mit anderen Religionen befasst. Die erste Hälfte dieser These ist sicher richtig. Sie weist auf eine Asymmetrie hin, die in Bezug auf die gemeinsame Bibel, die Hebräische Bibel besteht. Diese macht den größeren Teil der christlichen Bibel aus. Sie wird nicht nur übereinstimmend gelesen und verstanden, sondern durchaus verschieden. Die Asymmetrie zeigt sich aber auch im Ausspielen von Macht und Normen der Christenheit gegenüber der jüdischen Minderheit. Es ist eine in der Tat singuläre Beziehung einer Tochterreligion zur Mutterreligion.

Aber stimmt auch die zweite Hälfte der These? Rothschild hält die Zeit für gekommen, dass von jüdischer wie von christlicher Seite aus darüber nachgedacht wird, was es bedeutet, dass in hebräischen Kategorien und auch unter

positiver Aufnahme der hebräischen Bibel das Christentum seinen Weg in die Welt nahm. Was bedeuten Gemeinsamkeiten und Unterschiede jetzt, da hoffentlich die Gewalt aus den Beziehungen zwischen beiden ein für alle Mal beendet ist?

Rothschilds Buch lädt ein, anhand der jüdischen und christlichen Texte die doppelte These zu überprüfen. Zur bitteren Realität gehört allerdings, dass die fünf Autoren auf ihre Gedanken zu ihren Lebzeiten kaum eine Antwort von christlichen Kollegen oder aus den Kirchen bekamen. Das gilt zumindest für den deutschen Sprachraum. Es gilt weniger für eine offene Gesellschaft wie die der USA, in der eine andere Tradition religiöser Toleranz praktiziert wird. Das Buch von F.A. Rothschild, das 1990 und 1996 auf Englisch erschien (in New York), liegt jetzt glücklicherweise auch auf Deutsch vor. Das sehr verdienstvolle Institut Kirche und Judentum in Berlin hat es 1998 publiziert. Im englischsprachigen wie im deutschsprachigen Raum liegt damit ein Standardwerk des gelebten und immer neu zu lebenden Dialogs vor. Es kann Juden und Christen „daran erinnern, dass das Leben kein Problem darstellt, das zu lösen ist, sondern eine Aufgabe, die auferlegt ist, und eine Gnade, die geschenkt wurde“.

Martin Stöhr

Walter Dietrich, Martin George, Ulrich Luz (Hg.), Antijudaismus – christliche Erblast. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1999. 192 Seiten. Kt. DM 30,90.

Das ansprechende und gut lesbare Taschenbuch enthält die Dokumente einer Vorlesungsreihe, die im Jahr 1998 an der Evangelisch-theologischen

Fakultät der Universität Bern gehalten wurde. Alt- und Neutestamentler, Kirchen- und Dogmengeschichtler, Konfessionskundler und Vertreterinnen der praktischen Theologie kommen in dieser engagierten Auseinandersetzung zu Wort; zwei jüdische Stimmen bestätigen zudem den dialogischen Charakter des Werkes, welcher bereits in der Widmung („Der jüdischen Gemeinde Bern in Verbundenheit“) angelegt ist. Einige von den Herausgebern zusammengestellte „Thesen und Einwürfe“ zum Thema „Christologie ohne Antijudaismus?“ schließen das Buch ab.

Dass eine solche Diskussion „bei uns erst angefangen“ (183) habe, wie die Verfasser gegen Ende des Buches im Blick auf die Situation in der Schweiz hervorheben, ist wohl eine gezielte *captatio benevolentiae*. Immerhin sind mittlerweile gut zwei Jahrzehnte vergangen, seit die christlich-jüdische Begegnung im deutschsprachigen Bereich durch Dokumente wie die erste EKD-Studie „Juden und Christen“ (1975) oder den Synodalbeschluss der Rheinischen Landessynode „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“ (1980) entscheidende neue Impulse erhielt. Ein fragmentarischer Charakter des vorliegenden Werkes zeigt sich jedoch in der Abwesenheit von Beiträgen aus der systematischen Theologie. Wenn tatsächlich die *Christologie* im Zentrum einer ertragbringenden theologischen Auseinandersetzung mit dem christlichen Antijudaismus zu stehen hat (wie die Verfasser in einer ihrer Schlussthesen gegen alle Einwürfe festhalten), dann ist zu seiner Überwindung auch systematisch-theologischer Antwort zu geben auf die Frage: Was bedeuten die in den letzten Jahren wiederentdeckten Analogien